

Knut Backhaus

Zermürbung und Zuversicht

Otto Kuss als Ausleger des Hebräerbriefs

Ubi saeva indignatio
cor ulterius lacerare nequit

Kurzinhalt – Summary:

Der Beitrag würdigt anlässlich des 100. Geburtstags des Paderborner und Münchener Neutestamentlers Otto Kuss dessen wegweisenden Beitrag zur Auslegung des Hebräerbriefs. Die exegetisch präzise, aber theologisch schillernde Interpretationsleistung wird vor dem Hintergrund der Umbruchsituation in der katholischen Theologie des 20. Jahrhunderts verstanden und lebensgeschichtlich eingeordnet: Kuss wurde zum empathischen Ausleger des Hebräerbriefs, weil dessen Ausgangssituation die eigene war: eine mitunter desorientierte Wüstenwanderung auf der Suche nach dem „Seelenanker“.

On the occasion of his 100th birthday, the present paper considers the trailblazing contribution to the interpretation of the Epistle to the Hebrews by Otto Kuss, late New Testament scholar in Paderborn and Munich. It is the changes in 20th century Roman Catholic theology that form the background of Kuss' explanatory approach, which was both exegetically precise and theologically ambivalent, and which is deeply rooted in his biography: He was able to be an empathic interpreter of the Epistle to the Hebrews because he shared its essential situation: wandering through deserts, sometimes disoriented, and searching for the „anchor of the soul“.

I. Hintergründe: *Auf der Streckbank*

In seiner Generation – so bemerkte Heinz Schürmann (1913–1999) einmal in einem mir unvergesslichen Gespräch – sehe er drei Möglichkeiten des Exegeten, die Spannungen zwischen seiner historischen Sicht und der dogmatischen Theologie auszutragen: Er baue sie in „nachgeholter Aufklärung“ ab. – Er lasse beide Wahrheiten fraglos nebeneinander existieren. – Er versuche sie theologisch zu bewältigen. Mit Blick auf Otto Kuss meine ich eine vierte Möglichkeit zu sehen: Er wird durch sie zermürbt.¹

¹ Mein Beitrag über Otto Kuss trägt mehr persönliche Züge, als ich es gewöhnlich für angemessen halte. Obschon ich, wie abschließend zu berichten ist, Kuss nur einmal persönlich begegnet bin (und auch das nicht wirklich), begegne ich ihm doch immer wieder auf andere Weise: durch die „oral tradition“ in seinem Schülerkreis, dem Collegium Biblicum München, besonders lebhaft repräsentiert durch den früheren Passauer Neutestamentler Friedrich Schröger (1931–1994), vor allem durch meinen exegetischen Lehrer Josef Ernst, der mit Kuss von den Anfangsemestern in der Nachkriegszeit über

Kaum hat Otto Kuss (1905–1991) in seiner Selbstbeschreibung „Dankbarer Abschied“ seine Arbeit am Hebräerbrief erwähnt, fühlt er sich zu einem Stoßseufzer genötigt. Die dankbare Freude an dem, was er zeitlebens zu tun hatte, scheint dabei dem Buchtitel zum Trotz begrenzt zu sein: Aufrechte Exegese sei im katholischen Milieu „zu dieser Zeit ein mühseliges und quälendes Geschäft“ gewesen, vergleichbar der „Streckbank in einer Folterkammer: rechts zog die Bibelkommission, links die Wissenschaft, und mancher ging dabei zugrunde, wissenschaftlich, kirchlich, menschlich“.²

Tatsächlich hatte ein katholischer Exeget der „Großväter-Generation“ in der vergleichsweise kurzen Spanne seiner Lebens- und Berufsgeschichte nachzuholen, wofür die evangelische Gelehrsamkeit – mit welchen Umwegen, Irrwegen, Brüchen, Wahrhaftigkeitstaten und -opfern! – ein Vierteljahrtausend Zeit gehabt hatte. Einen Eindruck vom Aufeinanderprallen der Jahrhunderte im katholischen Raum, von der folternden Streckung zwischen intellektueller Redlichkeit und Glaubensloyalität vermittelt die erste Auflage des Hebräerbrief-Kommentars, die Kuss 1953, auf dem Höhepunkt der Ära Pius’ XII., in der von ihm selbst in den dreißiger Jahren mitbegründeten und herausgegebenen Reihe „Regensburger Neues Testament“ vorlegte.³

Die Darlegungen zur Verfasserfrage (vgl. 17–20) könnten der Sache nach ohne weiteres auch heute in jedem kritischen Kommentar stehen.⁴ Der *Auctor ad Hebraeos*, so führt Kuss aus, ist „unmöglich“ Paulus (noch Clemens Romanus, Lukas, Bar-

Promotion wie Habilitation und die Nachfolge auf dem Paderborner Lehrstuhl eng verbunden war. Fachlich sind mir zwei große Themen von Kuss in der eigenen Arbeit wichtig geworden: Johannes der Täufer und der Hebräerbrief. Diesem Umstand verdanke ich nicht zuletzt die Handexemplare, deren Bearbeitung durch Kuss mich oft nachdenklicher (auch bedrückter oder erheiteter) stimmt als die gedruckten Texte selbst (da die Diskretion dadurch nicht verletzt wird, darf ich davon im Folgenden gelegentlich mitteilen). Selbst in Paderborn wie München in die Pflicht genommen, hatte ich immer wieder Gelegenheit, auf die Spuren von Kuss zu stoßen, ihn – im tieferen Wortsinn – als Vor-Gänger wahrzunehmen. Schließlich hat sich Kuss wiederholt, offen und veröffentlicht, über seine innere Entwicklung geäußert. All dies macht es mir unmöglich, eine auf die Hebräerbrief-Auslegung konzentrierte Würdigung zu schreiben, die vom Ausleger selbst absieht. Und so gerät der Beitrag auch zu einem Stück Selbstbesinnung angesichts des Lehr- und Lebensdramas der (von meinem Standort aus gesehen) exegetischen „Großväter-Generation“. – Das Motto entstammt der Grabinschrift von Jonathan Swift, die dieser selbst verfasst hat.

² Otto Kuss: *Dankbarer Abschied*. München, 1981, 44. Das Bild von der Streckbank führt Kuss auf seinen Lehrer Friedrich Wilhelm Maier zurück.

³ In: Otto Kuss und Johann Michl: *Der Brief an die Hebräer und die Katholischen Briefe*. Regensburg, 1953 (RNT 8), 11–127. Ich beschränke mich in diesem Aufsatz auf Kuss’ Arbeit am Hebräerbrief. Der Schwerpunkt seiner exegetischen Biographie lag auf Paulus, namentlich auf dessen Brief an die Römer. Dies bot Kuss natürlich die stete Möglichkeit zum Vergleich zwischen den theologischen Grundprofilen des Apostels und des *Auctor ad Hebraeos*.

⁴ Hält man das Kapitel über den Hebräerbrief in der etwa zur gleichen Zeit (in fünfter Auflage erschienenen, aber auf den „neuesten Stand“ gebrachten) *Einleitung in das Neue Testament* (Paderborn, 1950) von Max Meinerz (136–145) neben die Ausführungen bei Kuss, so wirkt die forschungsgeschichtliche Ungleichzeitigkeit frappierend. Kuss berührt sich etwa mit Alfred Wikenhauser: *Einleitung in das Neue Testament*. Freiburg i.Br., 1953, 324–337, und, abgesehen von der genaueren einleitungswissenschaftlichen Situierung, dem großen Kommentar von P. Ceslas Spicq OP (1901–1992), dem

nabas, Apollos, Aquila und Priska, Silvanus, Markus, Titus, Petrus oder der Presbyter Aristion). Auch eine indirekte Zuweisung zu Paulus (eine probate Zuflucht, wollte man die doktrinaire Festlegung auf Paulus und die eigene kritische Einsicht miteinander harmonisieren)⁵ legt sich kaum nahe: „Sicherlich ist der Hebräerbrief keine bloße Sekretärsarbeit“ (17). Das Schreiben verrate einen selbständigen Kopf, und ob man „an einem irgendwie gearteten Einfluß des Apostels Paulus auf die Abfassung des Hebräerbriefes“ festhalten solle, lässt Kuss (dessen Wahrhaftigkeitspathos erst im Rückblick leidenschaftlich wurde) in vorsichtigen Wendungen gänzlich offen (vgl. 17f.). Mit triftigen philologischen und theologiegeschichtlichen Gründen schreibt er das Opus einem unbekanntem judenchristlichen Lehrer der zweiten christlichen Generation in geistiger Nähe zu Philo von Alexandrien zu. Soweit das Kapitel 4 in der Einleitung des Kommentars.

Völlig unerwartet – fast schockartig – folgt das Kapitel 5 (21), das ich in seinem vollen Umfang zitieren kann. Es trägt die Überschrift „Entscheidung der Päpstlichen Bibelkommission vom 24. Juni 1914“:

Der Hebräerbrief ist unter die echten Paulusbriefe zu rechnen; die Argumente gegen einen paulinischen Ursprung sind nicht durchschlagend; die auch von Nichtkatholiken aufgezeigten Verbindungslinien zwischen dem Hebräerbrief und der übrigen paulinischen Literatur sind deutlich und beweiskräftig; doch muß man nicht annehmen, daß Paulus dem Briefe auch die Form gegeben habe, in der er uns vorliegt.⁶

katholischen Protagonisten in der Hebräerbrief-Forschung: *L'Épître aux Hébreux*. 2 Bde. Paris, 1951/1953 (EtB).

- ⁵ „Mit dieser Annahme treten wir auch dem Ausspruche des Concils von Trient, welches den Brief an die Hebräer zu den paulinischen Briefen zählt, nicht zu nahe. Denn ist der Lehrinhalt des Briefes durchaus paulinisch und hat der Apostel durch den beigefügten Zusatz [scil. Hebr 13,18ff.] ihn als eigenes Werk gleichsam adoptirt, so können wir ihn mit allem Rechte einen Brief Pauli nennen.“ (August BISPING: *Erklärung des Briefes an die Hebräer*. Münster, 1854, 22)
- ⁶ Das Zitat fasst eine dreifache *Responsio* der Bibelkommission (DS 3591–3593) zusammen: *De auctore et de modo compositionis epistolae ad Hebraeos*. In der zugrunde liegenden *Quaestio* wird in gewichtigsten Formulierungen der *consensus Ecclesiae* für die sichere Zurechnung des Hebräerbriefes zu den genuinen Paulus-Briefen aufgerufen. Die Bibelkommission affirmiert folgende Alternative: „an potius perfecta doctrinae ac sententiarum consensio, admonitionum et exhortationum similitudo, necnon locutionum ac ipsorum verborum concordia a nonnullis quoque acatholicis celebrata, quae inter eam et reliqua Apostoli gentium scripta observantur, eadem [eandem] paulinam originem comonstrent atque confirmant?“ Entscheidungen solcher Art finden sich in der von Kuss herausgegebenen Kommentarreihe auch zu den Evangelien und der Apg. Zwei Beispiele mögen genügen, um deren Qualität und Differenzierungsreife anzuzeigen: „Eine Entscheidung der Päpstlichen Bibelkommission vom 26. Juni 1912 erklärt die äußeren und inneren Gründe für die Echtheit des Lukas, auch von Kap. 1–2 und 22,43f, für beweiskräftig. Das Magnifikat stammt von Maria. Lukas hat sein Evangelium als Dritter unter den Evangelisten geschrieben, nicht erst nach oder kurz vor dem Jahre 70, sondern vor Beendigung der ersten römischen Gefangenschaft des Paulus. Er hat außer der Predigt des Paulus auch noch andere Quellen benützt, und seine Mitteilungen sind vollkommen glaubwürdig“ (Josef SCHMID: *Das Evangelium nach Lukas*. Regensburg, ²1951 [RNT 3], 24 – kommentarlos mitgeteilt). – „Entscheidung der Päpstlichen Bibelkommission vom 29. Mai 1907: Äußere und innere Gründe beweisen, daß der Apostel Johannes der Verfasser des vierten Evangeliums ist. Die in ihm erzählten Taten sind nicht bloße Allegorien oder Symbole für religiöse Wahrheiten; die Reden sind nicht Jesus in den Mund gelegte freie theologische Schöpfungen des Schriftstellers“ (Alfred WIKENHAUSER: *Das Evangelium nach Johannes*.

Die Argumente, im Vorkapitel dargetan – „nicht durchschlagend“; die Verbindungslinien zur „übrigen“ paulinischen Literatur – „deutlich und beweiskräftig“, zumal – die römische Behörde bemüht einen überraschenden Autoritätsbeweis – auch von Nichtkatholiken aufgezeigt („a nonnullis quoque acatholicis celebrata“ heißt es im Original). Die Bibelkommission pflegte ihre Meinung zu dekretieren, kaum aber zu begründen. Es ist anzunehmen, dass hinter dieser „Entscheidung“ eine vortheologisch veräußerlichte Anschauung von Tradition steckt, ganz gewiss keine Lektüre des Hebräerbriefs oder des Paulus, die diesen Namen verdiente.

Einer solchen freilich konnte sich ein Exeget guten Gewissens kaum entziehen, zumal wenn ihm die Auslegung einer neutestamentlichen Schrift anvertraut war. So geriet er alsbald in den Konflikt. Die Randnotizen in den Hebräerbrief-Kommentaren aus Kuss' Privatbibliothek sprechen hier ihre eigene Sprache. Kurz nach dem Tod von Otto Kuss erstand ich antiquarisch in Münster ein Konvolut mit Hebräerbrief-Studien aus seinem Nachlass. Da der Ex-Libris-Stempel auf Mt 25,9⁷ verweist, darf man davon ausgehen, dass sie „niemals“ in fremder Hand waren. Darin fand sich auch der Kommentar von Julius Graf (1918), der eine exegetische Beobachtung zur Verfasserfrage auf Linie zu bringen sucht: „In ähnlichem Sinne spricht sich auch die Bibelkommission in ihrer Entscheidung vom 24. Juni 1914 aus.“⁸ Das Wörtchen „auch“ ist mit Bleistift unterstrichen, und am Rand steht in Kuss' unverwechselbarer Handschrift: „*auch* ist gut!“ Ein paar Seiten später, als Graf protestantische Anschauungen referiert – „Andere wiederum (und dies wird die Mehrzahl der modernen protestantischen Theologen sein) suchen den Verfasser in der nachpaulinischen Zeit (...). Sie beschränken sich auf das negative Resultat: der Verfasser ist weder Paulus, noch steht er der Person des Apostels nahe“ –, schreibt Kuss, was er wirklich dachte: „*ja*“ (22).

Das am Rand ironisierte Dekret wurde zum „Kapitel“ in Kuss' eigenem Kommentar. Kuss pflichtet ihm nirgends bei: Er formuliert bisweilen in geradezu kunstvoller Doppeldeutigkeit, aber was er eindeutig nicht dachte, schrieb er auch nicht.⁹ Es bedarf keiner lebhaften Phantasie, um sich vorzustellen, wie diese Existenz zwischen exegetischer Einsicht und amtlicher Entscheidung auf die Dauer am Gewissen nagte, die Glaubwürdigkeit in Zweifel zog – die der kirchlichen Verantwortungsträger, aber vielleicht mehr noch die eigene: „man bewegte sich auf einem schmalen Streifen zwischen dem, was unabhängige Wissenschaft erarbeitet hatte

Regensburg, 1948 [RNT 4], 33). Zu der 1902 von Leo XIII. durch das Apostolische Schreiben *Vigilantiae studique* ins Leben gerufenen Päpstlichen Bibelkommission, die 1971 grundlegend umstrukturiert und mit fachlicher Kompetenz ausgestattet wurde, vgl. Albert VANHOYE: *Passé et présent de la Commission Biblique*. In: Gr. 74 (1993) 261–275; Lothar RUPPERT in *Die Interpretation der Bibel in der Kirche. Das Dokument der Päpstlichen Bibelkommission vom 23. 4. 1993 mit einer kommentierenden Einführung von L. Ruppert und einer Würdigung durch H.-J. Klauck*. Stuttgart, 1995 (SBS 161), 9–61, bes. 9–15.

⁷ Es handelt sich um einen kaum misszuverstehenden Hinweis auf die Frage, ob Kuss Bücher auszuleihen gedachte: „Es antworteten aber die verständigen [Jungfrauen] und sprachen: Niemals! Es würde keineswegs für uns und euch genügen. Geht vielmehr zu den Händlern und kauft es euch selbst!“

⁸ Julius GRAF: *Der Hebräerbrief. Wissenschaftlich-praktische Erklärung*. Freiburg i.Br., 1918, 19 Anm. 3.

⁹ Dazu grundsätzlich: Kuss (s. Anm. 2), 82–84.

und wußte, und dem, was dogmatisch voreingenommene oder auch pseudodogmatisch vermauerte Hinterwälder an verbindlichen Direktiven verbreiteten und mit den bekannten Zuchtmitteln jedes autoritären Systems zu erzwingen verstanden“.¹⁰

Wie wirksam solche Zuchtmittel waren, hat Kuss in seiner Lebensgeschichte immer wieder vor Augen gehabt: Joseph Wittig (1879–1949), seinen patologischen Lehrer in Breslau, traf zunächst die Indizierung, dann die Exkommunikation.¹¹ In Paderborn, wo Kuss von 1948 bis 1960 lehrte, wurde als „Martyrer der

¹⁰ Kuss (s. Anm. 2), 45. Freilich gehört es wohl wiederum zum römisch-italienischen Charme des Katholizismus, dass der kirchlich sozialisierte Gelehrte sich auf solchen Streifen nicht unbequem einrichten konnte, um sich dort seiner Wissenschaft wie seines Glaubens zugleich zu erfreuen. Denn war die kirchenamtliche Definitionsmacht erst formal anerkannt, dann waren, sieht man von der synoptischen Frage ab, die sachlichen Interpretationsfreiräume erstaunlich dehnbar. In der zweiten Auflage des RNT-Kommentars (1966) strich Kuss das Kapitel 5 ersatzlos, konnte seine Einleitung aber sonst im Wesentlichen unverändert lassen. Ich vermag auch den katholischen exegetischen Wissensspeichern der zwanziger bis fünfziger Jahre nicht zu entnehmen, dass die „Entscheidung“ der Kommission mehr als eine Zurückhaltung im Ausdruck und allenfalls eine (sachlich pauschalierende) Betonung des „paulinischen Gedankenguts“, verbunden mit einer meist lustlos vorgebrachten Sekretärshypothese, nach sich zog; vgl. Joseph SICKENBERGER: *Kurzgefaßte Einleitung in das Neue Testament*. Freiburg i.Br., (1916) ²1920, 140–142; Ignaz ROHR: *Der Hebräerbrief und Die Geheime Offenbarung des heiligen Johannes*. Bonn, ⁴1932, 2–10; Karl Theodor SCHÄFER: *Grundriß der Einleitung in das Neue Testament*. Bonn, 1938, 150–152; Meinertz, Einleitung (s. Anm. 4), 140–145; Spicq, Hebr I (s. Anm. 4), 144–168.197–219; Wikenhauser, Einleitung (s. Anm. 4), 333–336. Die römische Entscheidung wird gelegentlich referiert, sei es ausführlicher (Joseph BONSRIVEN: *Saint Paul. Épître aux Hébreux*. Paris, ⁵1943 [VSAL.NT 12], 116–119; Spicq, Hebr I [s. Anm. 4], 193–196) oder – wie bei Kuss – kommentarlos (Sickenberger, Einleitung, 138; Schäfer, Grundriß, 8^o; Meinertz, Einleitung [s. Anm. 4], 145 Anm. 3; Wikenhauser, Einleitung [s. Anm. 4], 325). Relativ weit kommt noch der Kommentar des Jesuiten Bonsriven der Bibelkommission entgegen (vgl. Bonsriven, Hebr, 113–157); das Handexemplar von Otto Kuss ist in den einschlägigen Passagen nicht ohne Ingrimms glossiert. Dass Kuss, um zu begründen, dass er eine „direkte“ paulinische Verfasserschaft nicht annimmt, ausgerechnet Bonsriven zitiert (Hebr¹, 17f.), dürfte strategisch bedingt sein. – Im Alltag war die Bedeutung des Dekrets für den mitdenkenden katholischen Bibelleser vermutlich gering; Im Nachlass des späteren Paderborner Weihbischofs Paul Nordhues (1915–2004) finde ich am Rand seines (nach einer Notiz auf dem Deckblatt wohl um 1938) intensiv durchgearbeiteten Handexemplars des Hebräerbrief-Kommentars von Ignaz Rohr die lapidare Bilanz: „Judenchrist ist Verfasser“ (S. 10; S. 11 zu Hebr 1,2: „V. 2 ‚uns‘, Autor ist Judenchrist“). Der Artikel „Hebräerbrief“ in LThK² V (1960) 45–49 von Franz Joseph SCHIERSE hat sich dann von der Vorgabe der Bibelkommission völlig gelöst.

¹¹ Der schlesische Patrologe und Kirchenhistoriker hatte sich in seinem Essay „Die Erlösten“ in der Zeitschrift *Hochland*, H. 7, Jg. 19 (1921/22) 1–26, kritisch (und fromm!) mit Erlösungswahrnehmung und Beichtwirklichkeit in der katholischen Kirche auseinandergesetzt, 1925 wurden seine Bücher auf den Index gesetzt, er selbst wurde, da er es für unangemessen hielt, den Antimodernisteneid zu wiederholen, 1926 exkommuniziert, 1946 überraschend über die Rekonziliation benachrichtigt; vgl. Karl HAUSBERGER: *Der „Fall“ Joseph Wittig (1879–1949)*. In: Hubert WOLF (Hrsg.): *Antimodernismus und Modernismus in der katholischen Kirche. Beiträge zum theologiegeschichtlichen Vorfeld des II. Vatikanums*. Paderborn, 1998 (Programm und Wirkungsgeschichte des II. Vatikanums; 2), 299–322; Anthony W. RILEY: Art. „Wittig, Joseph“. In: LThK³ X (2001) 1259f.; Manfred WEITLAUFF: Art. „Wittig, Joseph“. In: RGG⁴ VIII (2005) 1671; dazu Kuss: „mit dem Herzen waren wir natürlich auf seiner Seite, auch wenn uns vieles schwer begreiflich blieb, aber zuletzt siegten Herkommen und kirchliche Disziplin“ (Dankbarer Abschied, 13; vgl. auch ebd. 16.86). Im WS 1997/98 besuchten Erich Garhammer, damals Pastoraltheologe in Paderborn, und ich mit unserem Hauptseminar „Konflikte und Konfliktbewältigung in der Kirche. Urchristliche und pastorale Erfahrungen“ die fast hundertjährige Witwe Wittigs, Bianca Wittig geb. Geisler (1899–1998). Sie erzählte uns, was die Exkommunikation für ihre Fami-

Wissenschaft“ der Alttestamentler Norbert Peters (1863–1938) verehrt und ihm in Erzählungen nahegebracht;¹² Peters hatte wegweisend Text-, Quellen- und Gattungskritik betrieben und war für eine Klärung der Theologoumena von „Inerranz“ und „Inspiration“ der Heiligen Schrift eingetreten, so dass er auf dem Höhepunkt der Modernismuskrise mit erheblichen persönlichen Konsequenzen in römischen Misskredit geraten war.¹³ Vor allem Kuss' neutestamentlicher Mentor und Münchener Vorgänger Friedrich Wilhelm Maier (1883–1957) litt spürbar ein Exegetenleben lang unter dem Eingreifen der zentralen Lehrzucht, die seinen Synoptikerkommentar (1910–1912) wegen der (heute fast selbstverständlichen) Annahme der Zweiquellen-Theorie nach der zweiten Lieferung abbrach und dem Straßburger Privatdozenten für lange Zeit das „recedat a cathedra“ verordnete.¹⁴

Und so, aus der Wahrnehmung redlicher Zeugen in mitunter unredlich denkfauler Zeit, wurde die historische Auslegung für Kuss mehr als Methode. Die „bevollmächtigte“ Exegese war so wenig seine Sache wie die „existentiell betroffene“: „Man kann dabei der Meinung sein, daß die mühselige Akribie des exegetischen Handwerks der Schrift eben gerade jenen Respekt zu bezeugen sucht, der nichts so sehr fürchtet wie dem Worte Gottes ins Wort zu fallen“.¹⁵

lie im konkreten Alltag bedeutet hatte: wenn etwa im Notfall der Arzt sich weigerte, das Haus des „Gebannten“ zu betreten. An der Wand ihres Zimmers hing ein Heiligenbild von Papst Pius X. (reg. 1903–1914), der die „Modernisten“-Jagd entscheidend initiiert hatte. Es war wohl keineswegs so, dass dieser Umstand der höchst klarsichtigen und willensstarken Frau verborgen geblieben war, aber eine erlöste Frömmigkeit vermag von Quisquillen dieser Art abzusehen, wenn es um das geht, was ihr wesentlich ist.

¹² Vgl. Kuss (s. Anm. 2), 59.

¹³ Den Antimodernisteneid hatte Peters nur aufgrund der sog. „Paderborner Erklärung“ und mit einer dem Bischof eingereichten Promemoria abgelegt. Zu den Konflikten vgl. ausführlich Johann GAMBERONI: *Norbert Peters (1863–1938). Sein Eintreten für die Freiheit der katholischen Exegese*. In: ThGl 79 (1989) 498–516; vgl. auch Othmar SCHILLING: Art. „*Peters, Norbert*“. In: LThK² VIII (1963) 316. Bedauerlicherweise findet sich kein einschlägiges Lemma in der aktuellen Ausgabe des LThK mehr.

¹⁴ Zum Konflikt vgl. Kuss (s. Anm. 2), 13f. mit einer der sonst eher spärlichen warmherzigen Erinnerungen: „Die bedrückende Erfahrung einer unsinnigen kirchlichen Verurteilung, die ungerechte Zerstörung großer Hoffnungen mitten im Frühling berechtigter Erwartungen – dieses Trauma ist er nie wieder losgeworden; mit Ausnahme seiner Studie ‚Israel in der Heilsgeschichte nach Röm 9–11‘ 1929 hat er nichts mehr veröffentlicht – er konzentrierte sich ganz auf das Kolleg und suchte seinen Hörern und seinen Schülern etwas von dem mitzugeben, was nach seiner Überzeugung redliche wissenschaftliche Arbeit, unabhängige, zuerst und vor allem dem eigenen Gewissen verpflichtete Erkenntnis war und zu sein hatte; dabei blieb seine mitunter leidenschaftliche Kritik an der konkreten Kirche doch immer wieder mit einer Art verzweifelter ‚Dennoch-Liebe‘ verbunden. Ich habe ihm viel zu danken ...“ (14). Zu Maier auch Joachim GNILKA: Art. „*Maier, Friedrich Wilhelm*“. In: LThK³ VI (1997) 1201, und vor allem die eingehende Würdigung bei Joseph Kardinal RATZINGER: *Aus meinem Leben. Erinnerungen (1927–1977)*. München, 1998 (ital. Original 1997), 55–58. Interessanterweise beleuchtet der damalige Präfekt der Glaubenskongregation in seinem Vortrag „*Die Beziehung zwischen Lehramt der Kirche und Exegese im Licht des 100jährigen Bestehens der Päpstlichen Bibelkommission*“ (02.05.2003) deren Entwicklung leitmotivisch aus der Perspektive Maiers und gelangt zu einem differenziert-kritischen Urteil über die Arbeit dieser Kommission in ihren ersten fünfzig Jahren; dt. Übersetzung in: *L'Osservatore Romano* (deutsche Ausgabe) Nr. 21, Jg. 33 (2003) 9f.

¹⁵ Otto Kuss: *Der Römerbrief. Zweite Lieferung (Röm 6,11–8,19)*. Regensburg, 1959, VI.

II. Höhepunkte: Soteriologie und Seelsorge

a) Der Hebräerbrief als Ganzes

Von kundiger Seite wurde die Erstaufgabe des Hebräerbrief-Kommentars „als ein erfreulicher Wendepunkt in der Geschichte der kath. Hebräerbrief-Exegese“ begrüßt: „Zum erstenmal wird hier die landläufige und fast allgemein vertretene Auffassung zurückgewiesen, der Brief sei im Auftrag Pauli (oder gar von ihm selbst!) an die Judenchristen Palästinas geschrieben, um sie vor dem Rückfall in jüdischen Tempeldienst zu warnen“. ¹⁶ Kuss verortete seine Position in der exegetischen Landschaft 1952 und 1957 in zwei Forschungsberichten. ¹⁷ Als 1966 die zweite, erheblich erweiterte Auflage seines Hebräerbrief-Kommentars anstand, ¹⁸ hatte er zwar die neueren Entwicklungen einzuarbeiten, etwa die Funde von Qumran, aber der Substanz nach war nichts Wesentliches zu verändern, und der Wortlaut blieb weitgehend unverändert. Der Kommentar wirkte 1966 nicht veraltet, weil er 1953 seiner Zeit voraus gewesen war. Lediglich der „Paulinismus“ des Hebräerbriefs wurde weiter relativiert. Hatte es in der ersten Auflage geheißt: „wenn auch durchaus anerkannt werden muß [!], daß die Theologie des Briefes auf Paulus hinweist“ (Hebr¹, 17), so schrieb Kuss jetzt: „wenn auch in etwa anerkannt werden darf [!], daß die Theologie des Briefes auf Paulus hinweist“ (Hebr², 20). Aus „dem theologischen Denken (und wohl auch dem persönlichen Kreise) des Apostels Paulus verbunden“ (Hebr¹, 19) wird: „dem theologischen Denken des Apostels Paulus (in einigen wichtigen Grundgedanken) verbunden“ (Hebr², 22). Und da er offenkundig seine Sicht deutlicher äußern wollte, ohne doch zuviel an Bearbeitung in Kauf zu nehmen, geriet am Ende die Metaphorik ins Wanken: Aus dem vorsichtigen Bild „auf paulinischem

¹⁶ Franz Joseph SCHIERSE in seiner Besprechung des Kommentars: ThRv 50 (1954) 221–223, hier 222.

¹⁷ Otto KUSS: *Über einige neuere Beiträge zur Exegese des Hebräerbriefes*. In: ThGl 42 (1952) 186–204; *Zur Deutung des Hebräerbriefes*. In: ThRv 53 (1957) 247–254. Der erste Forschungsbericht bespricht zunächst katholische und evangelische Kommentare, letztere weithin sehr positiv, so bes. Eduard RIGGENBACH: *Der Brief an die Hebräer*. Leipzig, 1913 (KNT 14); Hans WINDISCH: *Der Hebräerbrief*. Tübingen, ²1931 (HNT 14); Otto MICHEL: *Der Brief an die Hebräer*. Göttingen, ⁸1949 (KEK 13); sodann wendet er sich Spezialstudien aus der internationalen Forschung zu, bes. solchen von Ceslas Spicq. Der zweite Forschungsbericht nimmt ausschließlich zu der – luziden und noch immer lehrreichen – Dissertationsschrift von Franz Joseph SCHIERSE Stellung: *Verheißung und Heilsvollendung. Zur theologischen Grundfrage des Hebräerbriefes*. München, 1955 (MThS.H 9). Sie war bei Friedrich Wilhelm Maier erarbeitet und bereits 1948 von der Theologischen Fakultät zu München angenommen worden. Manche Position der Studie teilte Kuss, etwa die Betonung des „alexandrinischen“ Hintergrunds oder die Ablehnung einer Polemik gegen den Tempelkult. Sein Haupteinwand bezog sich auf die von Schierse rekonstruierte Himmelstopographie und dessen Überkonsequenz in der Interpretation der symbolsprachlichen Elemente. Der Kritisierte seinerseits hatte in seiner Rezension zu Kuss' Hebräerbrief-Kommentar (s. Anm. 16) wenige Jahre zuvor gerade umgekehrt nicht ganz zu Unrecht vermisst, dass dieser die Gesamtkonzeption des Schreibens transparent mache.

¹⁸ Otto KUSS: *Der Brief an die Hebräer*. Regensburg, ²1966 (RNT 8). Während die erste Auflage noch mit J. Michls Kommentar über die Katholischen Briefe verbunden war und der Hebräerbrief-Teil lediglich bis S. 127 reichte, war dem Hebräerbrief in der zweiten Auflage ein eigener Band mit doppeltem Umfang (260 Seiten) gewidmet, jetzt versehen mit einer Übersicht zur Textgliederung, Stellen-, Autoren- und Sachregister und 17 Exkursen (gegenüber fünf in Hebr¹).

Boden ist ein neuer Baum gewachsen“ (Hebr¹, 16) wird: „auf paulinischem Boden ist ein neuer, selbständiger Baum gewachsen“ (Hebr², 18).¹⁹

Das „Regensburger Neue Testament“ war aus der katholischen Erwachsenenbildung hervorgegangen und verfolgte von Anfang an die Absicht, zwischen der Fachexegese und den biblisch interessierten Nicht-Theologen zu vermitteln. So war auch der Hebräerbrieft-Kommentar (mit gerade einmal 260 Seiten und ganzen 34 Titeln im Literaturverzeichnis) nicht eigentlich ein Ort, die Forschung voranzutreiben. Wohl aber setzte er sie voraus, und man wird der Auslegung von Kuss auch heute noch Respekt zollen: Sie spürt den Gedankengängen des Schreibens in sensibler Textorientierung nach, bleibt im Urteil nüchtern, argumentativ ausgewogen und wenig hypothesenfreudig, würdigt die theologischen Grundlinien sowie mit eigenem Gewicht die symbolsprachlichen Elemente (vgl. bes. Hebr², 135–138), lässt die Schwierigkeiten und Unsicherheiten nicht aus und entwickelt vor allem ein Gespür für das, was man heute Textpragmatik nennt (vgl. bes. Hebr², 199–201): Welche Strategie der Leserlenkung verfolgt der Verfasser als Seelsorger? So kann Kuss dem zeitgenössischen Leser dieses sperrige und doch faszinierende Schreiben nahebringen – ganz im Sinne des Programms, nicht durch Betroffenheiten, sondern durch die Präzision des historischen Hinhörens den Zugang zu ebnen. Teilnehmer an den Hebräerbrieft-Vorlesungen, die Kuss in Paderborn und München hielt, haben dies auch als eigene Erfahrung bestätigt. Was also Franz Joseph Schierse Kuss als Römerbrieft-Kommentator bescheinigte, lässt sich auf seine Hebräerbrieft-Auslegung übertragen: „ein neuer theologischer Stil, dessen betont sachliche Kühle die Glut paulinischer Leidenschaft nur um so stärker hervortreten lässt“.²⁰ War der Kommentar bereits bei seinem ersten Erscheinen 1953 auch von evangelischer Seite in einer damals keineswegs üblichen Weise positiv aufgenommen worden,²¹ so bestätigte jetzt Walter Schmithals in seiner Rezension: „Ein guter Kommentar, der durch die genannten Ergänzungen der neuen Auflage noch besser geworden

¹⁹ Auch diese Bestimmung dürfte das „Paulinische“ im Hebräerbrieft noch überschätzen, obschon man kaum so weit gehen muss wie der Kuss-Schüler Schröger, der „ganz entschieden“ die These vertritt: „ne vestigium quidem Paulinismi“ (Friedrich SCHRÖGER: *Der Hebräerbrieft – paulinisch?* In: Paul-Gerhard MÜLLER; Werner STENGER [Hrsg.]: *Kontinuität und Einheit*. FS Franz MUSSNER. Freiburg i.Br., 1981, 211–222, hier 216). Es scheint, dass die Verbindung des Hebräerbriefts zum „Apostel Paulus“ sich auf einen gemeinsamen Traditions-pool und Milieuverwandtschaft zwischen der (stadtrömischen) Hebräerbrieft-Gemeinde und dem paulinisch geprägten Urchristentum beschränkt; vgl. näher Knut BACKHAUS: *Der Hebräerbrieft und die Paulus-Schule*. In: BZ 37 (1993) 183–208.

²⁰ Franz Joseph SCHIERSE in: Schol. 33 (1958) 617f., hier 618. Kuss war gleichwohl mit der Besprechung keineswegs einverstanden und setzte sich ohne Nennung des Rezensenten in der zweiten Lieferung des Römerbrieft-Kommentars (s. Anm. 15) mit ihr auseinander, indem er nachdrücklich die geschichtliche Ausrichtung seiner Auslegung unterstrich (VI).

²¹ „So berechtigt auch dieser 8. Band des ‚Regensburger NT‘ zu der Aufforderung, man möge auch unsererseits Einblick in dieses katholische Bibelwerk nehmen – nicht um sich eines Besseren belehren zu lassen, sondern um des dort zu findenden Guten willen“ (Leonhard FENDT in: ThLZ 80 [1955] 432–434, hier 433f.).

ist, und gewiß der beste allgemeinverständliche, den wir besitzen! Seinen überkonfessionellen Charakter herauszustellen, erübrigt sich bei seinem Verfasser“.²²

In einem der prägnanten, aber schwer lesbaren Schlangensätze, die für Kuss' Stil so kennzeichnend sind, lässt sich sein Bild von Autor und Anliegen des Hebräerbriefs umfassend wiedergeben:

ein unbekannter Christ der zweiten christlichen Generation, wohl jüdischer Herkunft, schriftgelehrt, im Besitz guter alexandrinischer, der geistigen Welt Philo von Alexandrien immerhin verwandter Bildung, aber trotz gewisser gnostisierender Vorstellungsformen jeglicher philosophischen oder mythologischen Verflüchtigung der Offenbarungstatsachen abhold, dem theologischen Denken des Apostels Paulus (in einigen wichtigen Grundgedanken) verbunden, aber von selbständiger stilistischer und theologischer Gestaltungskraft, ganz durchdrungen von der alle unvollkommenen Vorbilder überragenden Größe des durch Jesus Christus Wirklichkeit gewordenen neuen Bundes, schreibt – offenbar im Bewußtsein seiner Autorität – an eine ihm aus früherer Wirksamkeit bekannte, von den Gefahren nachlassender Glaubenskraft und von falschen (möglicherweise jüdisch-synkretistischen) Neigungen bedrohte Gemeinde, um durch dieses sein „Mahnwort“, in dem er sich als ein erfahrener, alle Mittel der Pädagogik beherrschender, im ganzen ein wenig zur Strenge neigender Seelsorger erweist, den schon sichtbaren Verfall aufzuhalten und durch Mitteilung neuer religiöser Erkenntnis neue religiöse Energien zu entbinden. (Hebr², 22)

Über die Akzente der Auslegung verraten die Exkurse einiges. Die knappen Exkurse der ersten Auflage (Zuversicht – Melchisedek – Der alte und der neue Bund – Der Glaube – Zur Bußlehre) wurden in der zweiten ergänzt: Der heilsgeschichtliche Augenblick – Die Engel – Das „Anfangswort vom Christus“ – Das Gesetz – Blut als Heilmittel – Das Hier und Jetzt der Gemeinde – Die Heilsgeschichte. Besondere Aufmerksamkeit widmet Kuss den Sachfeldern: Schrift und Schriftgebrauch – Heiligtum, Priester und Kult in der alten und in der neuen Ordnung – Jesus, Christus, Sohn Gottes, Hoherpriester nach der Ordnung des Melchisedek, Anführer und Vollender unseres Glaubens (Die „Christologie“) – Die Lebenslehre – Das Heil als Heilsgut.

Mit Hermeneutik, Kultsymbolik, Christologie und Ethik setzt Kuss zweifellos sachgemäße Schwerpunkte. Die Eigenart der Wort-Gottes-Theozentrik, wie sie von der heutigen Hebräerbrief-Exegese herausgearbeitet wird, erschließt sich ihm noch nicht in gleichem Maße. Die rhetorische Analyse, die zu seiner Zeit kaum praktiziert wurde, hätte ihm ein wertvolles Instrumentarium geboten, zumal er – auch ohne methodologische Reflexion, die ihm nicht lag – gerade hier sensibel die Dynamik des Schreibens aufspürt: Nicht zeitlose Lehre will der Hebräerbrief entwickeln, sondern Wirkung erzielen, und die in kultischen Bildern vermittelte Vision von der Erlösung soll eine ermüdete christliche Spätgeneration neu motivieren. Da Kuss die Wirkabsicht des Hebräerbriefs – anders als zu weiten Teilen die ältere Exegese – nicht auf die Gefahr eines „Rückfalls“ judenchristlicher Adressaten in ihre Mutterreligion konzentriert, öffnet sich ihm der Blick für die lebens- und

²² In: ThLZ 93 (1968) 345f., hier 346.

glaubenspraktische Grundlagenkrise einer zermürbten Gemeinde, die der *Auctor ad Hebraeos* (nach einem Wort von Erich Grässer) mit besserer Theologie, mit nichts als besserer Theologie zu bewältigen sucht:²³ Energien durch Erkenntnis. Diese die Auslegung prägende Auffassung vom Hebräerbrief hat Kuss als sein „theologisches Gesamtverständnis des Hebräerbriefs“ (Hebr², 8) in zwei umfassenden Aufsätzen ausführlich dargetan, die zweifellos als die tragenden Pfeiler seiner Hebräerbrief-Auslegung gelten können. Beide Aufsätze zielen außerordentlich hellsichtig auf die Mitte unseres Schreibens.

b) *Der Hebräerbrief als Theologie*

Der erste Aufsatz, „*Der theologische Grundgedanke des Hebräerbriefes. Zur Deutung des Todes Jesu im Neuen Testament*“,²⁴ stellt den Hebräerbrief als selbständigen Beitrag zu einem zentralen Problem des frühen Christentums vor: Das Ärgernis des Kreuzes wird einsichtig gemacht im Medium des Kultes. Die Perspektive der Ausführungen ist breitgefächert, denn die von Kuss in den Blick genommene Grundfrage dürfte die ersten Generationen der Kirche auf breitester Ebene bewegt haben: Wenn das Heil durch Jesus Christus, einen Gekreuzigten, gekommen ist – „warum gerade so?“ (286).

Klar durchschaut zuerst der Apostel Paulus die ganze Anstößigkeit des Kreuzestodes. Statt ihr durch „Weisheitsrede“ auszuweichen, macht er gerade sie zur Basis seines Evangeliums, das so zum „Wort vom Kreuz“ wird und doch in sich bereits die Kraft der Auferweckung trägt (1 Kor 1,18). Der Tod Jesu, als das entscheidende Heilsereignis gesehen, wird für Paulus in Fortschreibung jüdischer Opfertheologie als „Sühne“ (Röm 3,25) bedeutsam. Andere Weisen, dieses proexistente Sterben theologisch zu beschreiben, waren die konzeptionell verwendete Präposition „für“ (z. B. 2 Kor 5,14f.) sowie die Motive der Erlösung, Entmachtung der Unheilskräfte, Versöhnung. So wird im Licht paulinischer Soteriologie das Kreuz fassbar als Offenbarung der grundlosen, rettenden, hingebenden Liebe Gottes (vgl. 287–302). Der Kolosserbrief arbeitet diesen Ansatz weiter aus, indem er dessen Metaphorik durch das Bild vom zerrissenen Schuldschein vertieft und den sich im Kreuz vollendenden Sieg Gottes in seiner kosmischen Dimension entfaltet. Der Epheserbrief interpre-

²³ Erich GRÄSSER: *An die Hebräer*. 3 Bde. Neukirchen-Vluyn u. a., 1990–1997 (EKK 17), I, 27; vgl. ebd. VIII. Auch zu diesem Themenfeld ist aus Kuss' Schülerkreis – bereits unter Ägide von dessen Münchener Nachfolger Joachim Gnllka – eine Arbeit hervorgegangen, und zwar die noch immer wichtige Habilitationsschrift von Franz LAUB: *Bekennnis und Auslegung. Die paränetische Funktion der Christologie im Hebräerbrief*. Regensburg, 1980 (BU 15).

²⁴ Zunächst 1956 als Referat bei einer Tagung des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen (des sog. Jaeger-Stählin-Kreises) in der Evangelischen Akademie Hofgeismar gehalten, wurde der Aufsatz abgedruckt in der *Münchener Theologischen Zeitschrift* 7 (1956) 233–271 und erneut veröffentlicht in: Otto KUSS: *Auslegung und Verkündigung I. Aufsätze zur Exegese des Neuen Testaments*. Regensburg, 1963, 281–328 (danach hier zitiert).

tiert das Kreuz unter dem ekklesialen Vorzeichen der Friedensstiftung zwischen „Juden“ und „Heiden“ (vgl. 302f.).

In diesem Zusammenhang stellt die kultmetaphorische Lösungsfigur des Hebräerbriefs einen originellen, sowohl schriftorientierten als auch seelsorgerlich sensiblen Beitrag dar. Die vorwiegend heidenchristliche Gemeinde, vielleicht in Rom, leidet weniger unter falschen theologischen Lehren als vielmehr unter den charakteristischen Ermüdungserscheinungen einer Zweitgeneration, der die Begeisterung der ersten Liebe abhanden gekommen ist. Kuss fasst es meisterlich ins Bild:

der Pegelstand des religiösen Lebens – und das heißt vor allem: des Glaubens, welcher als Hoffnung das ganze Leben der Glaubenden trägt, durchdringt und bewegt – ist erheblich gesunken, und wie bei Niedrigwasser die Hungerfelsen sichtbar werden, sind dadurch die fundamentalen Schwierigkeiten der neuen Botschaft für das Empfinden der im Glauben Schwachwerdenden wieder peinlich und ärgerniserregend zum Vorschein gekommen, vor allem die ärgerliche Tatsache – bzw. die Ärglichkeit der Tatsache – des als entscheidendes Heilsereignis begriffenen schändlichen Kreuzestodes Jesu Christi. (309f.)

Der Krankheit entspricht die Medizin. Mit der kühnen Vorstellungsfigur „Der Gekreuzigte ist der wahre Hohepriester“ kehrt der *Auctor ad Hebraeos* die Vorzeichen vor jenen Plausibilitäten einfach um, die den Glauben der Gemeinde schwächen. Der levitische Kult – in der Schrift bezeugte, uralte, glanzvolle Heilsordnung (+) – wird zum Typos (–). Das Skandalon – der schändliche Tod Jesu am Kreuz (–) – wird die von Gott endgültig gesetzte Heilstat (+), die die Grenzen zwischen Himmel und Erde durchlässig macht, worin jeder menschliche Opferkult letztlich gescheitert ist, weil er irdisch war (vgl. 311–313).²⁵ Vielleicht darf ich es noch in einem anderen Bild veranschaulichen: Der *Auctor ad Hebraeos* findet, sieht er auf die Glaubensperspektive seiner Adressaten, alles Licht auf der biblischen Kultordnung ruhen und das Kreuz in verschämtem Schatten. Er schwenkt nun mit seinem „Wort der Ermutigung“ (Hebr 13,22) den Scheinwerfer von links nach rechts: der levitische Opferkult tritt in jenen Schatten, der vom himmlischen Licht zeugt (vgl. Hebr 8,4f.); der Lichtstrahl wird auf das Kreuz gerichtet, in dem sich Gottes Entgegenkommen für immer leibhaftig offenbart. Das bedeutet: Der Skandal des Kreuzes wird zur Grundlage eines Glaubens, der mit den Überraschungen Gottes rechnet; die Gemeinde ordnet ihr eigenes Dasein an den Rändern der Gesellschaft in der Nachfolge des Gekreuzigten ein; die Ordnung von Schrift und Kult wird vom Christus-Geschehen her zugleich ernstgenommen wie auch redefiniert; die Kontinuität der Verheißungsgeschichte wird sichtbar. Die Menschlichkeit

²⁵ Das Minuszeichen vor der alten Kultordnung veranschaulicht zwar passend den im Hebräerbrief vollzogenen Wechsel des Wertungssystems, darf aber – obschon Kuss dazu neigt – nicht die theologische „Degradierung“ der alten Kultordnung übertreiben lassen. Ganz fernzuhalten von dieser kultgeschichtlichen und im Kern soteriologischen Problemstellung ist die Frage nach der Dignität der alten Bundesordnung, die – in verkürzender Deutung von Hebr 8,13 – immer wieder als durch den neuen, nunmehr christlichen Bund abgelöst verstanden wird. Dieses Denkmodell ist im Hebräerbrief, dem umgekehrt gerade an der Einheit der Verheißungsgeschichte viel liegt, nicht belegbar, und Kuss liest es auch nicht hinein (vgl. auch Hebr², 109–112).

(„Niedrigkeit“) des endzeitlichen Hohepriesters hebt seine Göttlichkeit nicht auf, sie interpretiert sie.

Die hier skizzierte Wahrnehmung des Hebräerbriefs wird man auch heute noch in ihren Grundzügen teilen. Zwar ist vom „Kreuz“ im gesamten Schreiben nur ein einziges Mal ausdrücklich die Rede, aber gerade darin nimmt der Verfasser wohl Rücksicht auf die Stimmungslage seiner Adressaten, und zudem sagt diese Stelle alles:

Darum also wollen auch wir, die wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, alle Behinderung und die leicht umstrickende Sünde ablegen und mit Ausdauer in dem vor uns liegenden Wettkampf laufen, hinblickend auf den Anführer und Vollender des Glaubens, Jesus, der um der vor ihm liegenden Freude willen das Kreuz ertrug, der Schande nicht achtend, und sich zur Rechten des Thrones Gottes niedergesetzt hat. Denkt doch an den, der einen solchen Widerspruch von den Sündern gegen sich ertragen hat, damit ihr nicht ermattet, in eueren Seelen erschöpft. (Hebr 12,1–3 in der Übersetzung von Kuss, Hebr², 184)

Das Kreuz wird zum Signum der Hingabe des Hohepriesters und so im Licht der Kulttypologie zur entscheidenden Heilstat und zugleich zum Vor-Bild, das die Motivationskrise der als scheinbar ehrlose Minderheit verschüchterten Gemeinde in ihren Wurzeln löst. Heutige Exegese würde das Gespräch zwischen dem *Auctor ad Hebraeos* und der (atl.) Schrift deutlicher noch auf die Prämissen des zeitgenössischen Weltbilds befragen und dabei, wie ich meine, auf die mittelplatonische Scheidung zwischen Himmel und Erde und die dadurch bedingte Vorstellung vom schweigenden, unanschaulichen, ungreifbaren, unzugänglichen Gott stoßen. Die biblische Kultordnung – der Hohepriester tritt am Versöhnungstag ins sonst unzugängliche Allerheiligste der göttlichen Gegenwart (vgl. Lev 16) – wird in anspruchsvoller Relecture der Heiligen Schrift (unseres Alten Testaments) auf eine von Gott entfernte Welt angewendet: Christus eröffnet im Versöhnungsdrama des Karfreitags ein für alle Mal den Zugang der Menschen zur heiligen Wirklichkeit Gottes, der auf solche Weise greifbar, anschaulich, (an-)sprechend wird. Besonders bemerkenswert scheint mir mit Blick auf die heutige Hebräerbrief-Forschung, mit welchem Feingespür Kuss die für den Hebräerbrief-Verfasser – wie für die Gesellschaft der antiken Mittelmeerwelt überhaupt – zentralen Kategorien von „Ehre“ und „Schande“ ausjustiert und aufzeigt, wie unser Schreiben diese Kategorien im Blick auf den Gekreuzigten neu deutet. Eine wissenssoziologisch geprägte Auslegung spricht heute von den *core values* der gesellschaftlichen Akzeptanz und konkretisiert, wie durch das neue Systemzentrum „Kreuz“ auch diese Werte eine neue Stellung gewannen, wie also der Hebräerbrief die Wirklichkeitswahrnehmung einer Gemeinde der frühchristlichen Schwellenzeit reorganisiert.

c) *Der Hebräerbrief als Seelsorge*

Sowohl im Kommentar als auch im ersten Hebräerbrief-Aufsatz hatte Kuss das pastorale Wirkanliegen des Hebräerbriefs und die diesem Anliegen entsprechende

Strategie der Leserlenkung betont. Diese Sichtweise arbeitet er in seinem ebenfalls umfassenden Beitrag „*Der Verfasser des Hebräerbriefes als Seelsorger*“ aus.²⁶ Seelsorge im Sinn des Hebräerbriefs ist Theologie mit Hand und Fuß, Theologie Seelsorge mittels verstehender Reflexion. Darin liegt der leitende Gedanke der Auslegung. Wer um die handfesten Ressentiments in der Priesterausbildung gerade der unmittelbaren Nachkriegsgeneration weiß, wird den damals (und auf andere Weise: heute wieder) aktuellen Hintergrund ahnen, der Kuss veranlasst, mit Schärfe gegen das Gegeneinander oder auch nur Nebeneinander von „Theoretikern“ und „Praktikern“, „Schreibtischtheologen“ und „Frontsoldaten der Kriege Gottes“ Stellung zu nehmen: „Seelsorge will Denken und Leben bestimmen, und wo sie nicht nur Funktionieren, Betriebsamkeit, leeres Managertum sein will, muß sie selber denken: das heißt aber: Theologie treiben. Sentenzartige Sprüche sind überwiegend nur halbe Wahrheiten ...“ (331).²⁷

Wie Theologie und Seelsorge im Idealfall zur Einheit zu finden vermögen, exemplifiziert Kuss an jener pastoralen Krisenbewältigung mittels theologischer Reflexion, die wir im Hebräerbrief entdecken. Wiederum setzt er beim zermürbten Zustand der Adressatengemeinde an, die die Begeisterung der urchristlichen Anfangszeit verloren hat, in Passivität verfällt und – anders als oft vermutet wird – weniger in Gefahr steht, bestimmten „Irrlehren“ zu verfallen, als vielmehr an einer von innen her rührenden „geistlichen Krankheit“ leidet. Bei dieser handelt es sich, wie Kuss auch hier einfühlsam ins Bild fasst, „um eine Art Anämie, um ‚Auszehrung‘, um einen chronischen Schwächezustand, der dann freilich den Organismus für jede Art von Infektion besonders anfällig macht“ (333). Besonders die im Kreuz verdichtete „Schande“ bedroht das religiöse Immunsystem. Die seelsorgerliche Stärke des Hebräerbrief-Verfassers angesichts dieser Situation liegt in seiner Fähigkeit, theologisch eigenständig zu denken und seine unkonventionellen Ideen jenseits frommen Wortgeklingels in eine kraftvolle, anziehende, unverwechselbare Sprache umzusetzen. Gerade das heute als schwierig empfundene Zeitbedingte an der Gedankenführung des *Auctor ad Hebraeos* war für seine Zeitgenossen ein Gewinn. Zu seinem weiten geistigen Horizont gehört eine an den jüdischen Religionsphilosophen Philo von Alexandrien erinnernde Jenseits-Ausrichtung. Sie prägt ihn, ohne dass er „abhebend“ in ihren Sog gerät, denn das christliche Bekenntnis hält sein Denken in irdisch-geschichtlichen Bahnen. Die typologische Schriftauslegung wie die charakteristische Argumentationsmethode überhaupt verweisen in das

²⁶ Zuerst erschienen in der *Trierer Theologischen Zeitschrift* 67 (1958) 1–12, 65–80, wieder abgedruckt in: *Auslegung und Verkündigung I* (s. Anm. 24), 329–358 (danach hier zitiert).

²⁷ Darf ich erwähnen, dass im Handexemplar von „*Auslegung und Verkündigung I*“, das mir mein Paderborner neutestamentlicher Lehrer (der beide Seiten, die des Schreibtisches wie der Seelsorge, aus langer eigener Erfahrung kennt) zum Einstand in München schenkte, gerade diese Sätze besonders markiert sind? Was er bei seinem Lehrer Kuss gelernt hatte, hat er dann an die folgenden Generationen weitergegeben: Seinen Paderborner Hörern (1968–1994) dürfte sein *cantus firmus* von der Seelsorge als gelebter Theologie und der Theologie als forschender Seelsorge in lebendiger und prägender Erinnerung sein.

frühjüdisch-urchristliche Denkmilieu des Verfassers und belegen, wie sehr er sich gerade als Zeitgenosse seiner Adressaten darum bemüht, sie zu überzeugen, statt ihnen autoritativ die Wahrheit zu diktieren oder sie mit charismatischer Persönlichkeit zu überwältigen. Das schließt einen appellativen Grundzug des Schreibens nicht aus. Die Warnungen und Mahnungen umgreifen die ganze Existenz der Gemeinde; gerade die scheinbar einfachen Dinge des Lebens – wie Gottesdienst, Gebet, Gastfreundschaft – stiften die elementaren Voraussetzungen lebensvollen Christseins.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Kuss jenen Passagen, die auslegungsgeschichtlich für Unruhe gesorgt haben, weil der Verfasser hier „geradezu mit beinahe mißverständlicher Schärfe“ den Heilsverlust androht (Hebr 6,4–6; 10,26–31; 12,15–17). Zu dem „Bilde eines guten Seelsorgers“ passt es für Kuss durchaus, dass er Konsequenzen, auch wo sie allzu hart scheinen, nicht verschweigt. Zudem: „es mag sein, daß er einen Zug ins Düstere hatte“ (339). Entscheidend ist es jedoch zu sehen, dass der Verfasser seine Adressaten vor allem an die gelungenen Phasen ihrer geistlichen Biographie erinnert, die christlichen Lebensenergien zu mobilisieren sucht, die strahlenden Seiten des geschenkten Heils, die Einmaligkeit der im Heute geschenkten Chance auszumalen versteht: „Von einer scharfen Warnung [Hebr 6,4–8] her – mit sicherem Instinkt spürend, daß er auf dem Wege ernster Drohung vielleicht zu weit gegangen ist – sucht er den Eindruck übergroßer (und damit wieder entmutigender) Strenge ein wenig abzuschwächen. ‚Wenn wir auch so reden‘, sagt er –, ‚so‘: das heißt: so streng und drohend –, ‚wir sind bei euch, Geliebte, doch überzeugt vom Besseren und dem Heile Dienlichen‘“ (339f.). Nicht kurzatmiger Moralismus, sondern theologische Erkenntnisarbeit leitet den seelsorgerlichen Appell:

die religiöse und theologische Einsicht muß zunehmen, sofern das religiöse Leben nicht hinschwinden soll. Anfängern kommt gewiß „Milch“ zu, „Vollkommenen“ aber gebührt feste Nahrung [vgl. Hebr 5,12–14], und hinter diesem – auch von Paulus verwendeten – Bilde steckt die von der Erfahrung immer wieder bestätigte Überzeugung, daß niemand ohne Schaden religiös „unter seinen Verhältnissen leben“ kann. ... Nichts ist gefährlicher als eine merkliche Divergenz zwischen dem menschlichen und dem „christlichen“ Niveau eines Glaubenden, zwischen seiner durch Anlage, Begabung, Wachstum, Erfahrung u.ä. umschriebenen „natürlichen“ Existenz und der zu ihrer „Bewältigung“ erforderlichen „Glaubenssubstanz“; das muß notwendig zu quälenden Disharmonien, im weiteren Verlauf zu einer Aushungerung, zu einer geistlichen Kachexie und schließlich zum geistlichen Tode führen. (342)

So erklärt sich das hohe Lied des Glaubens, in dem klassischen Kapitel 11 angestimmt, das auf die Leitmelodie von Verheißung, Treue und Zuversicht gesungen wird und als dessen Interpret schlechthin Jesus Christus den Adressaten vor Augen steht. Nicht zuletzt dies gehört zur pastoralen Strategie des Hebräerbriefs: Christsein als einen Weg zu zeichnen, dem alle Gefahren der Wanderschaft drohen, der aber durchgehalten werden kann bis zu seinem Ziel, weil Jesus Christus ihn unter allen Bedingungen schlichten Menschseins glaubend und hoffend vorausgegangen ist. Während Jesus, der Menschgewordene, so einerseits das Glaubensvorbild (nicht etwa der „Glaubensgegenstand“) ist, so stellt andererseits die „theologische Intui-

tion“ vom Hohepriestertum auf den Erhöhten als machtvollen Beistand im Himmel ab, der den Adressaten eine heilsgeschichtliche Heimat verbürgt. Der *Auctor ad Hebraeos* kennt die Heilige Schrift. Aber er reproduziert sie nicht – er bringt sie „zum Sprechen“. Gerade so wird er als Theologe zum Seelsorger. Wer „aus der Lehre“ lebt, vermag ihr Leben zu geben (vgl. 356–358).

Vieles ließe sich mit dem methodischen Instrumentarium heutiger Exegese präzisieren: Die Rhetorikanalyse würde etwa die drohenden Passagen in ein Netz stellen, in dem der Verfasser (auch ohne „Zug ins Düstere“) auf der Höhe der zeitgenössischen Redekunst die Leitaffekte von *metus* und *spes* verbindet, die Soziologie die lebensweltlichen Bedingungen transparenter machen, unter denen der Verfasser die Identität seiner Gemeinde als kognitive Minderheit in der reichsrömischen Gesellschaft zu sichern sucht. Der textpragmatische Ansatz, den Kuss wählt, zeigt ihn freilich erneut als originellen und innovativen Ausleger, nicht weil er exegetischer Methodeninnovation viel – oder auch nur irgendetwas – zutraute, sondern weil er sich der ältesten aller exegetischen Methoden bediente: Er las seinen Text – und er las ihn immer wieder – und er las ihn sehr genau.

Hierin vor allem und im Grunde einzig hierin lag Kuss' Hermeneutik, und hierin schließlich lag für ihn, von der Theozentrik des Hebräerbriefs belehrt, auch seine ganze Theologie: „die Botschaft meint nicht, was der Mensch, so wie er hier jeweils vorgefunden wird, immer schon von selber kann und will, sondern was Gott fordert, jener Gott der Verkündigung Jesu und des Neuen Testaments, der – wie freilich nur der Glaubende sieht – zuerst und ganz allein gehandelt hat, indem er über alles Erdenken hinaus schenkte und schenkt, weil er ‚liebt‘“.²⁸

III. Hinderungsgründe: *Das wandernde Gottesvolk und der Einzelgänger*

In gefahrvoller Enge zu vorsichtig, um den vielbeschworenen Nonkonformismus in die Tat umzusetzen, war Kuss, als die Zeiten weitherziger wurden, zu wenig eitel, um ihn zu zelebrieren. Den Dissidentennarzissmus, mit dem vor allem systematische Kollegen im „Pfingsten des Konzils“ als Befreier reüssierten, dürfte er durchschaut haben, da er „Dissidententum“ denn doch ernster nahm.²⁹ Die neuen Positionen in der Kirche schienen ihm nicht plausibler als die alten, doch der Würde und Erfahrung von Jahrhunderten entkleidet. Die Streckbank blieb. Sie wechselte ihren Ort und wurde nach innen verlegt.

Dies erklärt, warum sich Kuss gehindert fühlte, sein *Opus magnum* über den Hebräerbrief, das er längst erarbeitet hatte, durch Publikation zu vollenden: „ein streng fachwissenschaftlich orientierter großer Hebräerbriefkommentar – mit einer

²⁸ Exegese und Theologie des Neuen Testaments (s. Anm. 38), 408.

²⁹ Einiges davon verrät der Nachruf, den Kuss in der Vorbemerkung zur zweiten Lieferung seines Römerbrief-Kommentars (s. Anm. 15) dem jüngst verstorbenen Lehrer F.W. Maier widmete (VI f.).

kritischen Sichtung sämtlicher jemals zum Hebräerbrief erschienenen Literatur“.³⁰ Am Anfang und am Ende des exegetischen Wirkens von Otto Kuss stehen damit zwei unveröffentlichte Opera. In der repressiven Kälte des antimodernistischen Winters fehlte ihm der Mut, eine historisch-kritische Monographie über Johannes den Täufer zu publizieren: „ein stattliches Manuskript aus dieser Zeit liegt heute noch bei mir herum“.³¹ In der scheinbaren Weite des nachkonziliaren Frühlings fehlte ihm die Kraft, der Sonne noch allzu viel zuzutrauen: „die Materialien füllen einen großen Schrank“.³² Bereits im Vorwort zur zweiten Auflage des RNT-Kommentars hatte Kuss optimistisch angekündigt: „Zugleich mit diesem Kommentar, der sich i.a. an den gewohnten Rahmen des Regensburger Neuen Testaments hält, erscheint gesondert eine umfangreichere Ausgabe. Sie berücksichtigt das Griechische stärker und erweitert den Auslegungstext und die Exkurse an zahlreichen Stellen. Vor allem aber bringt sie ein ausführliches Literaturverzeichnis, das einen Überblick über die gesamte wichtigste Kommentarliteratur, über viele Einzelstudien zu Problemen der historischen Einordnung, über Monographien und Aufsätze zur Theologie des Hebräerbriefes gibt; als Ganzes genommen kann es [lies: sie?] als ein Beitrag zur Geschichte der Auslegung des Hebräerbriefes verstanden werden“ (8) – auch mit diesem rezeptionsgeschichtlichen Interesse war Kuss seiner Zeit voraus.³³

Das Opus „war zur Hälfte gesetzt, als sich unerwartete Schwierigkeiten ergaben“.³⁴ Leider bleibt es bei dieser kryptischen Notiz. Was hat Kuss gehindert, die Arbeit zu veröffentlichen? Nach Auskunft eines der wenigen näheren Wegbegleiter fehlte es dem Verfasser mit Blick auf den Sinn des Projektes schließlich schlicht an jener „Zuversicht“, deren es bedarf, um eine Drucklegung für lohnend zu halten. In „Phantasien“, so empfand Kuss nun, habe sich der *Auctor ad Hebraeos* ergangen. So setzte sich jetzt „umstürzend“ durch, was sich unter anderem im RNT-Kommentar

³⁰ Kuss (s. Anm. 2), 44. An eine kritische Sichtung „sämtlicher jemals (!)“ erschienenen Literatur zum Hebräerbrief wäre heute gewiss nicht mehr zu denken. Eine die internationale Literatur auf breiter Ebene berücksichtigende maschinenschriftliche Titelsammlung zum Hebräerbrief fand ich im Vorstandszimmer des Münchener Lehrstuhls.

³¹ Kuss (s. Anm. 2), 76; zur Einschätzung des Verhältnisses zwischen dem Täufer Johannes und Jesus, die in ihren Hauptzügen den heutigen Forschungsstand spiegelt, vgl. ebd. 76–79 mit dem resignierten Hinweis: „Dergleichen [scil. historische] Erkenntnisse im Einflußbereich der römisch-katholischen Kirche zu äußern, wäre nun allerdings für einen Abhängigen beruflicher Selbstmord gewesen; die unkritische Übernahme der Texte – anders und provokativ ausgedrückt: das unverdrossene Märchenerzählen – allein galt in solchen Fällen als ‚rechtgläubiges‘ Verhalten“ (77).

³² Kuss (s. Anm. 2), 44.

³³ Rezeptionsästhetik und, darin eingeschlossen, Auslegungsgeschichte sind längst nicht mehr allenfalls kulturgeschichtlich interessanter Anhang zur „eigentlichen Exegese“, sondern wichtige hermeneutische Optionen in der Texterschließung selbst. So hat der große Kommentar von Erich Grässer (s. Anm. 23) die Auslegungsgeschichte konsequent einbezogen. Eine umfassende Geschichte der Hebräerbrief-Auslegung gerade auch der Neuzeit steht noch heute aus, und auch unter diesem Aspekt fehlt der von Kuss angekündigte Kommentar schmerzlich.

³⁴ Kuss (s. Anm. 2), 44. Zum Schicksal der ebenfalls nicht mehr publizierten vierten Lieferung des Römerbrief-Kommentars vgl. ebd. 123.

bereits abzeichnete, in dem Kuss, freilich in schillernden Konditionalsätzen, noch zum Standpunkt einer Glaubenshermeneutik gefunden hatte: „Wenn das feststeht, dann ist es nicht mehr umstürzend bedeutsam, wenn der kritische Leser von heute an einer Reihe von Stellen das exegetische Sichbemühen des Hebräerbriefverfassers als zeitbedingt ansehen muß und wenn er also eine Anzahl von Schriftargumentationen, die den Lesern des Hebräerbriefes noch eingeleuchtet haben mögen, ja die ihnen vielleicht sogar besonders geistvoll zu sein schienen, für sich nicht mehr nachvollziehen kann“ (67). „Das“, nämlich die christliche Grundüberzeugung – „eine Überzeugung wohlgerne, die allein aus Glauben stammt und nicht durch Wissen oder Wissenschaft ersetzt werden kann“ (66) –, stand für Kuss jetzt nicht mehr fest. Es irritierte ihn, wie die Urchristen auf „vielen – übrigens teilweise und oft auch recht bedenklichen – Wegen und Umwegen“ aus der Heiligen Schrift einer anderen Religion – „aus diesem rein jüdisch konzipierten Dokumentenkonglomerat“ – ihre neue Botschaft herausholten. In der späteren Diskussion beschrieb man diese Beobachtung etwa mit dem Schlagwort „Leihidentität des Christentums“³⁵ oder einem Bild wie dem vom „Lesen in anderer Leute Post“.³⁶ Natürlich stellte sich genau dieses Problem für den Hebräerbrief besonders akut. So fand Kuss sich nunmehr in einem Wald distanzierter Anführungszeichen vor die Frage gestellt, „wie ein geistreicher, spekulationsfreudiger, gnostisierender ‚Theologe‘, mit ‚seiner‘ ‚heiligen Schrift‘, eben mit der Schrift der Juden umgehen konnte und mußte, um sie möglichst weitgehend dem eigenen ‚Glaubenssystem‘ gefügig zu machen“.³⁷

Aus heutiger Sicht kann man sich nicht genügend darüber verwundern, mit welcher Selbstverständlichkeit Kuss davon absah, sein eigenes „Sichbemühen“ auf „Zeitbedingtheit“ zu prüfen, und die Prämissen eines naiven Historismus, wie er im Kern am Ende des 19. Jahrhunderts überwunden war, für den letztverbindlichen Wahrheitsmaßstab und den Endpunkt humaner Aufklärung zu halten vermochte.³⁸

³⁵ Vgl. Edna BROCKE: *Briefwechsel mit Jürgen Moltmann. Das christlich-jüdische Verhältnis und der zweite Golfkrieg*. In: *KuI* 6 (1991) 163–185, hier 174f.

³⁶ Paul M. VAN BUREN: *On reading someone else's mail: The Church and Israel's Scriptures*. In: Erhard BLUM; Christian MACHOLZ; E.W. STEGEMANN (Hrsg.): *Die Hebräische Bibel und ihre zweifache Nachgeschichte*. FS Rolf RENDTORFF. Neukirchen-Vluyn, 1990, 595–606.

³⁷ Kuss (s. Anm. 2), 91. Auf eben diese Problematik hat Kuss einen Promovenden angesetzt, der jeweils auch prüfte, ob eine bestimmte Schriftinterpretation „heute noch möglich“ sei: Friedrich SCHRÖGER: *Der Verfasser des Hebräerbriefes als Schriftausleger*. Regensburg, 1968 (BU 4). Die aktuelle Diskussionslage hat sich demgegenüber, gezeichnet vom postmodernen „Anything goes“ und von der Denkfigur der Intertextualität, radikal verändert; vgl. dazu näher Knut BACKHAUS: *Gott als Psalmist. Psalm 2 im Hebräerbrief*. In: D. SÄNGER (Hrsg.): *Gottessohn und Menschensohn. Exegetische Studien zu zwei Paradigmen biblischer Intertextualität*. Neukirchen-Vluyn, 2004 (BThSt 67), 198–231. – Für Informationen über das abgebrochene Publikationsprojekt danke ich Herrn Akad. Dir. Dr. Werner Bracht, Münster.

³⁸ Kuss hat sich mehrfach problembewusst – doch ohne dass mir Folgen für die eigene Problemkonstellation erkennbar würden – mit Hermeneutikgeschichte befasst und sich durchaus auch kritisch gegen die heuristische Norm des „Zeitgeistes“ gewandt: *Zur Hermeneutik Tertullians* (1963); *Über die Klarheit der Schrift. Historische und hermeneutische Überlegungen zu der Kontroverse des Erasmus und des Luther über den freien oder versklavten Willen* (1970); programmatisch: *Exegese und Theologie des Neuen Testaments als Basis und Ärgernis jeder nachtestamentlichen Theologie* (1970/71), gesammelt bei Josef ERNST (Hrsg.): *Schriftauslegung. Beiträge zur Hermeneutik des Neuen Testaments und im Neuen Testament*.

Es waren freilich eben jene Prämissen, die in seinen prägenden Jahren als modernistisch tabuisiert worden waren. Und desto attraktiver und weniger hinterfragbar mochten sie scheinen, als jede philosophische und hermeneutische Auseinandersetzung mit ihnen einst ausgefallen war. Umso dringender stellt sich die Frage: Was hat Kuss an den Höhepunkten seiner Schaffenskraft zu diesen „Phantasien“ hingezogen? Wichtiger noch: Was ließ ihn zu jenem außergewöhnlich empathischen Hebräerbrief-Ausleger werden, der er zweifellos war?

Wo Kuss den zermürbten Zustand der Hebräerbrief-Gemeinde beschreibt, gewinnt man mitunter den Eindruck, er meine sich selbst. Wenn er die großen Leitmetaphern auslegt, mit denen der Hebräerbrief den Zug des Gottesvolks durch die Wüste oder den heimatlosen Wanderer Abraham zeichnet, kommen dem, der die Lebensgeschichte des Auslegers kennt, auch dessen weite Wanderungen in den Sinn: durch die Außenwelt von Flensburg nach Syrakus, verbunden mit stemtem Nachdenken über die Geistesgeschichte zwischen Sokrates und Nietzsche, ein Spiegelbild des unruhigen Unterwegs-Seins und -Bleibens in der eigenen Innenwelt. Etymologisch hat man das Gentiliz „Hebräer“ mit dem Verb *’br* – *vorübergehen*, *weitergehen* verbunden und sich vorgestellt, der Erfinder des Brieftitels habe dies etwa im Sinne des „Estote praeterientes!“ – „Werdet Vorübergehende!“ oder auch „Seid Wanderer!“ – (EvThom 42) gemeint.³⁹ Wie dem auch sei, das Wandern auf das verbürgte ewige Ziel zu ist die Grundidee des Hebräerbriefs schlechthin, aber gerade daraus erwächst dann auch die irdische Heimatlosigkeit der Erdenwanderer, das gottgewollte Nomadentum, das Umherirren, wenn auch unter Verheißung.⁴⁰ Und in solcher Hinsicht jedenfalls war Otto Kuss Prototyp eines „Hebräers“, eines „Adressaten“ gerade dieses Briefes. Das Photo vor dem Kapitel „Anstatt einer Art ‚weltanschaulicher‘ Summe“ in der Autobiographie zeigt Kuss als verhüllten Einzelgänger in Regen und Nebel, einen Wegstein passierend.⁴¹ Der letzte Abschnitt dieses Kapitels ist mit einem Leitbegriff des Hebräerbriefs überschrieben: Zuversicht (*parrësia*). Vielleicht verstand Kuss den Hebräerbrief empathisch, weil dessen

Paderborn, 1972, 55–87, 89–149, 359–408. Das im Ganzen hermeneutisch hilflos wirkende Kapitel „Das Neue Testament und die ‚umfunktionalisierten‘, ‚heimgeholten‘ heiligen Schriften der Juden, ‚das Alte Testament‘“ (Exegese und Theologie des Neuen Testaments, 370–372) verweist die alttestamentliche Exegese, sofern historisch arbeitend, in die Orientalistik und, sofern christlich-theologisch reflektierend, in die forschungsgeschichtliche Ortlosigkeit.

³⁹ Zur Diskussion der Brief-Überschrift vgl. Gräßer, Hebr I (s. Anm. 23), 41–45. Zum Weg-Motiv in Kuss’ Lebensgeschichte vgl. Josef ERNST: *Gedanken über Otto Kuss, den Hundertjährigen*. In: MThZ 56 (2005) 176–183, hier 182f.

⁴⁰ Die klassische Studie zu diesem Leitmotiv stammt von Ernst Käsemann: *Das wandernde Gottesvolk. Eine Untersuchung zum Hebräerbrief*. Göttingen, (1939) ⁴1961 (FRLANT 55); vgl. ferner Erich Grässer: *Das wandernde Gottesvolk. Zum Basismotiv des Hebräerbriefes* (1986). In: DERS.: *Ausbruch und Verheißung. Gesammelte Aufsätze*. Hrsg. von Martin Evang; Otto Merk. Berlin, 1992 (BZNW 65), 231–250; Kurt Niederwimmer: *Vom Glauben der Pilger. Erwägungen zu Hebr 11,8–10 und 13–16*. In: Siegfried Kreuzer; Kurt Lüthi (Hrsg.): *Zur Aktualität des Alten Testaments*. FS Georg Sauser. Frankfurt a.M., 1992, 121–131; Knut Backhaus: *Das Land der Verheißung: Die Heimat der Glaubenden im Hebräerbrief*. In: NTS 47 (2001) 171–188.

⁴¹ Kuss (s. Anm. 2), vor S. 151.

Probleme die eigenen waren. Verstehendes Auslegen heißt ja nichts anderes, als die Frage zu kennen, auf die der Text eine Antwort ist. Zermürbung und Zuversicht.

Ein einziges Mal haben sich unsere Wege gekreuzt. Ich war Diakon in Rheda, wo er seinen Lebensabend verbrachte. Bei einem Festessen platzierte der Pfarrer, wohlmeinend, meine Tischkarte neben die von Kuss. Doch ich hatte bereits zuviel über das „Schwierigsein“ des berühmten Professors gehört und tauschte sie zeitig genug aus gegen eine ein paar Plätze weiter in der Reihe. So unterhielt ich mich an jenem Abend nicht mit Kuss über Johannes den Täufer, sondern mit einem anderen Gast, wenn ich mich recht erinnere, über die Reparatur defekter Kirchendächer. Ich bedauere das nicht. Denn so bleiben mir zwei genuine Eindrücke, die wertvoller sind als ein stockender Gesprächsversuch: ein Bild und ein Ton.

Das Bild. In dem Hochamt vor jenem Festessen sah ich Otto Kuss zum ersten Mal: ein vornehmer alter Herr am Stock, hinten in der großen Kirche, dem Ausgang nahe. Distanziert, in selbstgewählter Einsamkeit – und doch einer, der dabei war im „wandernden Gottesvolk“: auf Erden niemals am Ziel, sagt der Hebräerbrief, und doch auch niemals am Wegrand verloren. Als wolle er den Satz illustrieren, mit dem er am Ende denn doch dankbar Abschied nimmt, in „beunruhigend frohmachender Dankbarkeit“: „trotz aller vordergründigen Furcht, die verständlicherweise jemanden befällt, der nun wirklich niemanden mehr an seiner Seite oder doch in seiner Nähe weiß – ‚Gott sei Dank!‘ gerade dafür“.⁴²

Der Ton. Ein ehemaliger Hörer von Kuss lieh mir eine Rekorderkassette mit einer der berühmten, vielbesuchten Freitagabend-Vorlesungen an der Ludwig-Maximilians-Universität: Otto Kuss in seinen besten Jahren, fesselnd, in klarer Sprache und feiner Satire. Um Johannes den Täufer geht es. Eine Frage unterbricht ihn, eine von jener glaubensprotzerischen Front, die ihn einst gehindert hatte, sein Werk über den Täufer zu publizieren. Und er erwidert: „Erlauben Sie mir bitte, erst noch auf dem Weg zu jener Gewissheit zu sein, die Sie bereits erreicht haben ...“ Die Plage der biblischen Bescheidwiser gehört noch immer zum Berufsrisiko des Exegeten, und gelegentlich greife ich auf diese Formulierung zurück. Sieht man von ihrem ironischen Unterton ab, so besitzt sie – wie stets die Weg-Metapher bei Kuss – ihre eigene Tiefe: Gewissheit beim Eintritt ins Eschaton als Heimat der Heimatlosen und bis dahin Unterwegs-Sein – das ist im Grunde die ganze Dynamik des Hebräerbriefs. Ich hoffe, dass dem Hundertjährigen jetzt jene Gewissheit erlaubt ist, zu der wir noch auf dem Weg sind.

Zu dem eingangs erwähnten Konvolut gehört der Hebräerbrief-Kommentar von Erwin Reisner.⁴³ Penibel hat der Erstbesitzer das Geburtsjahr des Verfassers eingetragen, aber anders als in seinen sonstigen Büchern weisen kaum Bleistiftspuren auf das Lektüreerlebnis hin.⁴⁴ Kuss mochte den Kommentar offenkundig nicht. „Das

⁴² Kuss (s. Anm. 2), 178; vgl. ebd. 173.

⁴³ Erwin REISNER: *Der Brief an die Hebräer. Betrachtungen*. München, 1938.

⁴⁴ Aus seiner Sammelbesprechung von 1952 (s. Anm. 17) schließt Kuss die Arbeit Reisners ausdrücklich aus (190 Anm. 21). Der Kommentar, erschienen im Jahr der „Reichskristallnacht“, enthält abstoßende

ist gewaltsam“ (290) oder „gute Predigt, aber nicht Auslegung des Hebr!“ (292) steht am Rand der Exegese von 13,1–6 („Der Wandel im Warten“). Am Klappentext des Innenumschlags prangt ein langes Fragezeichen neben der Bemerkung „Die Brauchbarkeit des Kommentars wird dadurch erhöht, daß er die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit an dem schwierigen Briefe in großem Maße verarbeitet“. Von Hand bearbeitet sind nur jene Passagen, in denen das Leiden der jüdischen Märtyrer kommentiert wird (Hebr 11,30–40). Die einzige gar rote Doppelmarkierung ist bei einer Bemerkung über Mose gesetzt (267). Sie verrät vielleicht weniger über Mose als über den, der einst den Rotstift führte: „Gott ließ ihn nicht hinein in das gelobte Land, aber er zeigte dafür seinem geistigen Auge vom Berge Nebo herab das ewige Land der Verheißung, das jenen, die mit Josua in Kanaan einzogen, verborgen blieb“.

Ausfälle gegen „die Juden“: „Das bloß fleischliche Hebräertum ist gar kein Segen, sondern ein Fluch, nämlich das Hebräertum Ahasvers, des ziellosen und ruhelosen Wanderers, die Heimatlosigkeit des nachchristlichen Juden, die ihre Verheißung immer noch zeitlich und leiblich verstehen“ (7). Reisner denkt allerdings wohl nicht rassistisch im nationalsozialistischen Sinn und äußert sich sogar – wahrscheinlich mutig – gegen den Antisemitismus: „Die echten Kinder Abrahams sind dadurch gekennzeichnet, daß sie, wenn sie Juden sind, ihre blutmäßige Herkunft von Abraham für nichts achten, und wenn sie keine Juden sind, sich zu den Juden bekennen, also etwa ihre ‚arische‘ Abkunft für nichts achten. ... In der Gemeinde Christi sind nicht Juden noch Griechen, gibt es weder Zionisten noch Antisemiten“ (261). Doch theologisch umso verheerender ist es, wenn die unverstellte Aggression gegen die „verstockten“ nicht-christlichen Juden aus der Mitte des christlichen Glaubens begründet wird und gerade zu diesem Zweck Reisner der Hebräerbrief (exegetisch zu Unrecht) dienlich scheint.